

Vom Nutzen und Nachteil der Nationalhistorie für Europa  
von  
Jürgen Elvert, Köln

## 1. Vorbemerkungen

Im Jahre 1874 veröffentlichte Friedrich Nietzsche das zweite Stück seiner insgesamt vier „Unzeitgemässen Betrachtungen“, das den Untertitel „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ trug. □ „Unzeitgemäß“ war dieser Text aus Sicht Nietzsches deshalb, weil er sich bewusst gegen den zeitgemässen Wissenschafts- und Bildungsbetrieb richtete, der dem Altphilologen und Philosophen als nicht geeignet erschien, um als Nährboden einer „wahrhaft deutschen Kultur“ zu dienen, einer Kultur, die mitzuschaffen er offensichtlich schon in seinen jungen Jahren gewillt war. Es sollte eine „hohe Kultur“ sein, wo immer er Vermassung und Senkung des Kulturniveaus zu sehen glaubte, reagierte er mit unerbittlicher Kritik. □ Was die spezielle Rolle der Historiographie betraf, der er sich in der zweiten „Unzeitgemässen Betrachtung“ widmete, konstatierte Nietzsche die „Durchsäuerung“ einer ganzen Schüलगeneration vom Hegel’schen Geschichtsbild einschließlich dessen These vom „Weltprozess“. Der Glaube an die „Macht der Geschichte“ habe sich in ihr dergestalt festgesetzt, dass sie, wie es hieß, nunmehr „den Tatsachen Rechnung trugen“, indem sie in nackter Bewunderung des Erfolges Götzendienst am Tatsächlichen übten. □ Seine wortgewaltig vorgetragene Anklageschrift richtete sich also gegen die in Deutschland vorherrschende, vom Historismus geprägte Stimmung der Zeit, die die preußisch-deutsche Reichsgründung als Ergebnis eines historischen Entwicklungsprozesses ansah und daraus eine besondere Sendung Deutschlands in der modernen Welt ableitete. □ Wenn in diesen Jahren vom „deutschen Beruf“ Preußens die Rede war, musste das Nietzsche besonders treffen, da ihm, der noch vor der eigentlichen Reichsgründung auf eine Erneuerung der deutschen Kultur durch das Wagnersche Gesamtkunstwerk gehofft hatte, □ Preußen als eine der Kultur höchst gefährliche Macht erschien. □ Am Ende seines bewussten Lebens fiel das Urteil über Deutschland noch wesentlich radikaler aus – gegen die Hohenzollern wollte er einen „Todkrieg“ führen und die Deutschen erschienen ihm als die niedrigste, stupideste, gemeinste Rasse, verhohenzollert bis zum Hass gegen Geist und Freiheit. □

Freilich steht nicht Nietzsche im Zentrum meiner heutigen Ausführungen. Seine Überlegungen über den „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ und sein darin bereits ansatzweise erkennbare Kulturbegriff eignen sich jedoch vorzüglich als Ausgangspunkt dafür, weil sie eine Kritik an der sogenannten „preußischen historischen Schule“ darstellte, die den neo-rankeanisch geprägten Historismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts maßgeblich gestaltet hatte. Die Neo-Rankeaner ihrerseits hatten das von Ranke und Hegel geprägte (und von Nietzsche kritisierte) Geschichtsverständnis aufgegriffen und in eine bestimmte Richtung weiterentwickelt, die der deutschen Nationalgeschichtsschreibung ihr typisches Erscheinungsbild verlieh, das aber auch in der europäischen und amerikanischen Geschichtsschreibung Spuren hinterließ. Ich nutze den Begriff „Nationalgeschichtsschreibung“ bzw. sein Äquivalent „Nationalhistorie“ also zur Kennzeichnung einer bestimmten Form der Geschichtsschreibung, die sich, unabhängig von methodischen Fragen, bewusst oder unbewusst um die Legitimation von Nation und Nationalstaat bemüht.

Dass es sich dabei im 19. Jahrhundert um eine bewusste Legitimation handelte, ist bereits angedeutet worden. Dem Zeitgeist entsprechend hatte die preußische historische Schule den Nationalstaat im weitesten Sinne zum Hauptarbeitsfeld der Geschichtswissenschaft auserkoren. Der Nationalstaat und dessen verschiedene Erscheinungsformen – sei es, als politischer Akteur auf der internationalen Bühne, sei es, als äußerer Rahmen seiner inneren Strukturen oder aber als Gestaltungsfeld der und prägende Kraft für die in seinen Grenzen lebenden Menschen – wurde somit zum zentralen Untersuchungsgegenstand der Historiographie in Deutschland und Europa. Damit entsprach sie durchaus einem Bedürfnis der Zeit, denn sie füllte einen Begriff mit Inhalten, der noch im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts wohl die Herzen der Menschen bewegen mochte, rational indes nur schwer fassbar war. Der englische Nationalökonom Walter Bagehot brachte dieses Problem in den 1870er Jahren auf den Punkt, als er die Geschichte seines Jahrhunderts als eine der Nationenwerdung beschrieb, auch wenn er keine Definition des Begriffs „Nation“ anbot: „Wir wissen zwar alle, was es ist, solange uns niemand danach fragt, wir können es aber nicht sofort erklären oder definieren“. □

Es war das historische Argument, das einen Ausweg aus diesem Dilemma zu weisen schien. Es waren nicht nur, aber auffallend häufig, Historiker, die aus durchaus unterschiedlichen Perspektiven nach den Wurzeln der europäischen Nationen gruben und dabei auch fündig wurden. Damit leisteten sie einen wesentlichen Beitrag zur Schaffung einer Orientierungsmatrix, in der die nationalen Identitäten der europäischen Nationen Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts den Angehörigen der verschiedenen europäischen Nationalstaaten ein trügerisches Sicherheitsgefühl verschafften. Sie erklärten Altvertrautes zur Norm und die Nation zum zwangsläufigen Ergebnis eines historischen Entwicklungsprozesses. Von hier aus war der Weg zur Verabsolutierung dieser Norm im Sinne einer Übertragung auf andere geradezu vorgezeichnet. Das Sendungsbewusstsein der europäischen Nationen in der Zeit des Hochimperialismus legt dafür beredtes Zeugnis ab.

\*

Anhand einer Skizze der Entwicklung vornehmlich der deutschen Geschichtsforschung bis in die Gegenwart, die gleichwohl in Beziehung gesetzt wird zu historiographischen Entwicklungen und Trends anderswo in Europa, möchte ich zeigen, dass das im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts aufgestellte nationale Paradigma der Geschichtswissenschaft weiterhin gilt, dass sich die Forschung somit nach wie vor in einem Rahmen bewegt,

der seinerzeit vielleicht seine Berechtigung besessen haben mochte, heute jedoch, nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der historischen Erfahrung, in dieser verabsolutierten Form als unzeitgemäß anzusehen ist. Hier ist bereits ein gewisses Paradoxon erkennbar – einerseits bedient sich die Geschichtswissenschaft weiterhin des nationalen Maßstabes, andererseits hat sie selber den Beweis dafür erbracht, dass sich dieser als Hauptorientierungsrahmen zur Gewinnung geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis nicht mehr eignet. Ein weiteres Dilemma, auf das schon hier hinzuweisen ist, hängt zusammen mit der Außenwirkung des Faches. Die Beibehaltung der nationalen Perspektive suggeriert deren unveränderte Gültigkeit und verhindert damit die angesichts der Europäisierung EU-Europas und in Zeiten der Globalisierung dringend notwendige Akzeptanz einer veränderten Sichtweise der Dinge. Andere Wissenschaften, zum Beispiel die Politische Wissenschaft, haben sich den veränderten Verhältnissen schon seit längerer Zeit angepasst und damit Forschungsthemen und Wirkungsfelder besetzt, die zuvor zur Domäne der Geschichtswissenschaft gehört hatten. Ich denke in diesem Zusammenhang unter anderem an das Forschungsfeld Europa. Wer als Historiker jemals dieses Feld betreten hat, weiß, wovon ich spreche. Die Forschungslandschaft wird dominiert von sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, historische Aspekte besitzen bestenfalls eine Alibifunktion. Die vielzitierte „user relevance“ des wissenschaftlichen Ertrages scheint heutzutage nur noch von den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, vielleicht noch von den Naturwissenschaften lieferbar zu sein. Das jedenfalls suggerieren die üblicherweise umfangreichen Anleitungen für die Beantragung von Forschungsgeldern aus den Töpfen der Forschungsrahmenprogramme der Europäischen Union.

So wichtig solche Fragestellungen auch sind, tragen sie aber durch die jeweils binnenwissenschaftlich notwendige Abstraktion zu einer Verzerrung des Erscheinungsbildes EU-Europas bei. Die weiterhin im altvertrauten nationalen Rahmen denkenden und handelnden Europäer nehmen die EU als ein auf Modelle, Graphiken und Statistiken reduziertes Gebilde wahr, das, gleichsam herausgelöst aus der Geschichte, in einem abstrakten Raum schwebt, der von der großen Mehrheit der ihm innewohnenden Menschen nicht mehr begriffen wird. Dabei ist den politischen Akteuren auf der europäischen Ebene schon seit den frühen 1970er Jahren bewusst, dass eine breite Zustimmung zur Fortsetzung des europäischen Integrationsprozesses nur dann erreicht werden kann, wenn es gelingt, ein europäisches Gemeinschaftsgefühl der Europäer im Sinne einer „europäischen Identität“ zu erzeugen – die freilich andere Wesensmerkmale aufzeigen muss als die traditionelle nationale Identität und letztere ergänzen, nicht ersetzen sollte. □

Man verstehe mich nicht falsch: Ich beklage mich nicht darüber, dass die Gesellschaftswissenschaften bei der Besetzung des Forschungsfeldes „Europa“ so erfolgreich waren. Ausdrücklich sei hier anerkannt, dass sie die Erforschung des europäischen Integrationsprozesses und seiner Folgen entschieden vorangetrieben haben. Ich konstatiere lediglich das Versagen der Geschichtswissenschaft, hier ähnliche Erfolge aufzuweisen zu können, und suche nach Gründen dafür. Überdies konstatiere ich die Gefahr, dass die Geschichtswissenschaft sich selber zur bloßen Folklore oder Traditionspflege degradiert, wenn es ihr nicht gelingt, das überkommene Paradigma „Nationalhistoriographie“ als Hauptzugriffsrahmen zu überwinden und neue Grenzen absteckt, neue Fragestellungen entwickelt, die unserer Zeit mitsamt der ihr innewohnenden Herausforderungen gerecht werden. In Abwandlung Nietzsches könnte man den damit verbundenen Anspruch folgendermaßen formulieren: „Die Historie, sofern sie den Herausforderungen der Zeit gerecht werden will, steht nie im Dienst einer unhistorischen Macht und wird deshalb nie, nie in dieser Unterordnung, reine Wissenschaft, etwa wie die Mathematik es ist, werden können und sollen.“ □

\*

Die Geschichtswissenschaft hat ihre Leistungsfähigkeit bewiesen, als sie maßgeblich die nationalen Identitäten in Europa mitgeprägt hat. Dass sie damit zugleich den Weg markierte, der in die beiden großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts führte, ist eine aus der Rückschau gewonnene Erkenntnis, die ihr nicht vorgeworfen werden sollte. Was man der Geschichtswissenschaft heute aber stärker denn je vorwerfen muss, ist der Umstand, daraus in Bezug auf das nationale Paradigma keine überzeugenden Konsequenzen gezogen zu haben. Weiterhin baut die Historie an ihrem fachwissenschaftlichen Elfenbeinturm aus „Nationenkult und Pfalzenforschung“ (so ein Kommentar der FAZ über den deutschen Historikertag 2001 in Aachen) und suggeriert damit der Öffentlichkeit, den Nationalstaat als das weiterhin gültige Maß aller Dinge zu begreifen. Dabei existiert nach wie vor und trotz intensiver Bemühungen der Politikwissenschaft und Soziologie in den 1970er und 1980er Jahren immer noch keine zufriedenstellende Definition seiner Derivate „Nation“ und „Nationalismus“. □ Weitgehendes Einverständnis besteht lediglich in einer empirisch-analytisch begründeten begrifflichen Dreiteilung von Nationalismus und Nation in eine individualistisch-bürgerliche, eine kollektivistisch-bürgerliche und eine kollektivistisch-ethnische Variante. Letztere fand zugleich die weiteste Verbreitung, da fast alle Nationalismen, die sich im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelten, an ihren Mustern orientierten. □ Einig ist sich die einschlägige Forschung ferner darin, dass es sich bei dem Phänomen Nationalismus, besonders in seiner maßgeblichen kollektivistisch-ethnischen Ausprägung, um ein junges Phänomen handelt, das erst im ausgehenden 19. Jahrhundert seine eigentlichen Kräfte entfalten konnte. Weitgehender Konsens besteht schließlich auch über die Bedeutung des künstlichen Elements, des „Social Engineering“ (Gellner) bei der Nationenbildung.

Damit jedoch wird dem im 19. Jahrhundert entstandenen und geschichtswissenschaftlich begründeten Mythos von der Nation als einer natürlichen, gottgegebenen Klassifizierung oder einem politischen Geschick eine klare Absage erteilt. Denn unbestreitbar wandelt der Nationalismus manchmal bereits bestehende Kulturen in Nationen um, erfindet Kulturen gelegentlich neu und vernichtet häufiger bereits bestehende Kulturen. □ Es sind also nicht

die Nationen, die, wie die Neo-Rankeaner im ausgehenden 19. Jahrhundert glaubten, Staaten und Nationalismus hervorbringen, sondern es ist der Nationalismus, der sich Nationen schafft. □ Dass der Nationalismus dabei in der Regel subjektiv und selektiv argumentiert, liegt in der Logik seines Ziels, weil die Durchsetzung der eigenen nationalen Hoffnungen und Erwartungen üblicherweise zu Lasten anderer Nationalismen gehen muss.

\*

Wie kann es also angehen, dass sich die europäische Geschichtswissenschaft seit ihrer theoretischen Grundlegung Mitte des 19. Jahrhunderts nicht aus diesem selbstgesteckten nationalen Rahmen befreit hat, sondern im Gegenteil unbeeindruckt daran festhält? Der Grund dafür liegt m. E. in einem erkenntnistheoretischen Phänomen, das zugleich in einem direkten Zusammenhang steht mit den Erfolgen und Leistungen, die die Wissenschaft seither – im Guten wie im Schlechten – erzielen konnte. Zur Erklärung des Phänomens kann die Quantenphysik herangezogen werden. Sie hat gezeigt, dass beim Hinabsteigen in immer kleinere Dimensionen die Objekte keinesfalls immer weiter in ihren Eigenschaften verarmen. Im Gegenteil neigen sie dazu, schließlich sogar grundlegend ihren Charakter zu verändern. Das heißt in Bezug auf die Zusammensetzung der Nationalgeschichte, dass sie nicht aus immer einfacheren Teilen zusammensetzbar ist, da diese Teile, je kleiner sie werden, selber ihren Charakter verändern bzw. dass der Akt der Beobachtung selber das Beobachtete verändert oder sogar erst hervorbringt. Offensichtlich stellt das vorhandene Potential an Fragestellungen eine kritische Masse dar, die eine selbsttragende Kettenreaktion ausgelöst hat, die nun ihrerseits genügend Material erzeugt, um die Nationalhistoriographie auf unabsehbare Zeit mit Problemkonstellationen zu versorgen, die es aus geschichtswissenschaftlicher Sicht zu bearbeiten gilt.

So erfreulich dieser Umstand aus der Sicht der Historiographie zunächst auch erscheinen mag, liegt hierin eine große Gefahr, die das einstige Selbstverständnis der Wissenschaft, nicht nur selbstgenügsam zu sein, sondern aus der Vergangenheit zum allgemeinen Nutzen Lehren für die Gegenwart und Zukunft zu ziehen, nachhaltig gefährdet. Ich gehe noch einen Schritt weiter und sage, dass es insbesondere in der deutschen Geschichtswissenschaft seit dem Zweiten Weltkrieg in diesem Punkt sogar einen unausgesprochenen Konsens darüber gegeben hat, dass sich die Wissenschaft um bewusste Zurückhaltung in der Frage der Öffentlichkeitswirksamkeit bemühen sollte. Die Folgen dieser – von Teilen der politischen Elite besonders in den 1970er und 1980er Jahren durchaus unterstützten, wenn nicht sogar gewollten – Zurückhaltung sind heute deutlich spürbar, nicht zuletzt auch in der Schule, wo das Fach systematisch marginalisiert wurde. Eine Zeitlang sollte es sogar völlig abgeschafft, bzw. mit anderen Fächern verschmolzen und damit seines eigenen Charakters beraubt werden – man nannte es „Gemeinschaftskunde“. Wenn heute nun in manchen europäisch angelegten Vergleichsstudien ein gravierender Mangel an historischem Bewusstsein der deutschen Schülerinnen und Schüler konstatiert wird, so sind das die Spätfolgen solcher und anderer Reformbestrebungen, denen sich die Wissenschaft nicht mit genügender Entschiedenheit widersetzt hatte.

Als Historiker kann ich die selbst- oder auch nur auferlegte Beschränkung der Geschichtswissenschaft sogar verstehen. Sie hängt zusammen mit dem zweiten Teil des eben konstatierten Bündels von Ursachen für das Festhalten der Historiographie am nationalen Paradigma auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Es geht dabei um die Erfolge und Leistungen der Wissenschaft in der Zeit davor, also im wesentlichen im dem dreiviertel Jahrhundert zwischen 1870 und 1945. Aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht handelt es sich um die Zeitspanne, in der die Historiographie sich europaweit als Nationalhistorie etablierte und in dieser Funktion mithalf, die nationalen Identitäten und den jeweiligen Nationalismus zu verfestigen. Übrigens sind gerade in der deutschen Nationalgeschichtsschreibung dieser Zeit auch bestimmte Elemente des Nietzscheschen Kulturbegriffs wiederzufinden. Damit hatte dieser, ohne es zu wollen, einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur weiteren Ausprägung der von ihm so heftig attackierten preußisch-deutschen Historie als eine der Säulen der deutschen Kultur geleistet – „Ironie des Schicksals“ nennt man so etwas wohl. Diese für die deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert so wichtige Strömung hatte sich in den 1850er Jahren konstituiert und wurde getragen von national gesinnten Historikern, die sich allesamt um Umfeld der Revolution von 1848 auch politisch engagiert hatten. Stellvertretend seien hier Friedrich Christoph Dahlmann, Johann Gustav Droysen, Theodor Mommsen, Karl Welcker und Georg Waitz genannt. Mit den 1857 begründeten „Preußischen Jahrbüchern“ entstand zudem ein Publikationsorgan, das sich ausdrücklich dafür einsetzte, die Einigung Deutschlands unter der Führung eines erneuerten, konstitutionellen Preußens voranzutreiben. □ Die Zeitschrift stellt zugleich die Brücke dar zur nächsten Historikergeneration, die die deutsche historiographische Landschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert bestimmen sollte: Heinrich von Sybel, Heinrich von Treitschke, Hermann Baumgarten, aber auch der Philosoph Wilhelm Dilthey konnten schon in jungen Jahren Beiträge in den „Jahrbüchern“ veröffentlichen. Georg G. Iggers zufolge kann die Geschichte Deutschlands und die des deutschen Liberalismus deshalb nur dann geschrieben werden, wenn man die zentrale Rolle der Historiker gebührend berücksichtigt. □ So gesehen, war es also das Engagement der Historiker für die deutsche Einigung, das hierzulande die Grundlage der Nationalhistorie legte. Denn überzeugend wirken konnten sie doch nur, wenn sie den Gegenstand ihres politischen Engagements auch zum Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Betätigung machten.

Cum grano salis könnte man also das Jahr 1857 als das Geburtsjahr der deutschen Nationalhistorie nehmen. Sie bildete fortan den in der Geschichtswissenschaft des weiteren 19. und des 20. Jahrhunderts meistbenutzten Rahmen. Während Rahmen und Inhalt bis 1945 weitgehend übereinstimmten, Nationalhistorie somit unabhängig vom methodischen Ansatz zur Formulierung und Legitimation nationaler Interessen und Ansprüche betrieben wurde, änderte sich das Verhältnis nach dem Zweiten Weltkrieg aus naheliegenden Gründen völlig. Der

nationale Rahmen zur Begrenzung der historiographischen Perspektive wurde nun oft und gerne dazu benutzt, den deutschen Nationalismus als verhängnisvolle Fehlentwicklung und bloße Vorgeschichte des Nationalsozialismus zu deuten. Doch dazu später mehr. Zur Verdeutlichung des Perspektivenwandels in der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss des Nationalismus sei allerdings darauf hingewiesen, dass der eigentliche Begründer der quellenkritischen Geschichtsforschung, Leopold von Ranke, seine dafür maßgebliche Arbeit nur 33 Jahre vor dem Erscheinen der ersten Ausgabe der „Preußischen Jahrbücher“ vorgelegt hatte. In seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494-1535“ hatte dieser den Versuch unternommen, die romanischen und germanischen Nationen als eine Einheit erscheinen zu lassen und dafür einen Kriterienkatalog aufgestellt, der auch heute noch bei der Konzeption einer „europäischen Geschichte“ zumindest zur Kenntnis genommen werden sollte. □ Und noch 1854 hatte einer der Protagonisten der frühen Nationalhistorie, Johann Gustav Droysen, einen Aufsatz über „Die Krise der europäischen Kultur“ geschrieben, in dem er die Eigendynamik des gesellschaftlichen Wandels der Zeit analysierte und zu dem Schluss kam, dass der Untergang Alteuropas unabwendbar sei. □ Auch blieb der nationale Ansatz der Historiographie nach dessen Etablierung nicht unwidersprochen, die „weltgeschichtlichen Betrachtungen“ Jakob Burckhardts, die Nietzsche übrigens stark beeindruckt hatten, waren als eine erste direkte Herausforderung gedacht, konnten jedoch keine Trendwende herbeiführen.

Die Etablierung einer Nationalhistorie borussisch-deutscher Prägung mitsamt ihren Folgeerscheinungen war demnach keineswegs zwangsläufig, wer weiß, wie die Geschichte der Geschichtswissenschaft verlaufen wäre, wenn die Revolution von 1848/49 tatsächlich den deutschen Nationalstaat geschaffen hätte, für den sich die politisch engagierten Historiker seinerzeit eingesetzt hatten? Statt dessen führte die Enttäuschung über das Scheitern der Paulskirche und der unerfüllte Wunsch nach einem geeinten Deutschland die zumeist liberalen Historiker in den 1860er Jahren immer näher an die Bismarcksche Politik heran, da der preußische Ministerpräsident aus ihrer Sicht als einziger die Potentiale besaß, die es bedurfte, um den Einheitsstaat doch noch zu schaffen. Dass damit öfters auch ein Wandel der jeweiligen politischen Wertvorstellungen einherging, kann nicht überraschen, allerdings durchlief Heinrich von Treitschke den wohl radikalsten Veränderungsprozess, als er sich vom überzeugten Liberalen und Anhänger der Judenemanzipation zu einem Vordenker des alldeutschen Strebens nach dem „Platz an der Sonne“ und Antisemiten wandelte. □ Zwar wurde Treitschkes historisches Werk in den 1880er Jahren von der Fachwelt ob seines Wandels mit einer gewissen Skepsis aufgenommen, dennoch dürfte er zu den meistgelesenen Historikern seiner Zeit gezählt und das Geschichtsverständnis der Deutschen um 1900 wesentlich mitgeprägt haben. □

Auch die sogenannte „Krise des Historismus“ in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, als der von Droysen und Dilthey wesentlich geprägte hermeneutische Ansatz unter positivistischen Beschuss der Neukantianer um Windelband und Rickert geriet, änderte an der nationalhistorischen Perspektive nichts. Im Gegenteil, sie wurde weiter verfestigt, indem der Machtstaat zunehmend in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Betrachtungen geriet, der jetzt allerdings öfters in seinen außenpolitischen Auseinandersetzungen mit den europäischen Nachbarn untersucht wurde. Dabei berief sich ein Großteil der um 1900 tätigen Historiker auf Rankes Ideal der Objektivität und Überparteilichkeit und definierte das staatliche Machtstreben als objektive Tatsache und Endziel aller Politik. Überdies übertrugen die Neo-Rankeaner um Max Lenz, Hermann Oncken oder Erich Marcks Rankes Auffassung vom Wechselspiel der europäischen Großmächte auf die globale Ebene und lieferten damit die wissenschaftliche Begründung von Weltpolitik und Imperialismus. □

Die selben Elemente, aus denen sich die deutsche Nationalhistorie des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts zusammensetzte, formten auch die Nationalhistorien andernorts in Europa. Dass sich die Zusammensetzung der Elemente von der deutschen Erscheinungsform unterschied, kann aufgrund unterschiedlicher historischer Rahmenbedingungen nicht überraschen. □ So wollte das deutsche Kaiserreich ein Kolonialreich bauen, während es Großbritannien und Frankreich darum gehen musste, die bestehenden kolonialen Imperien zu verteidigen. Das änderte nichts daran, dass die Nation oder die sie tragende Gesellschaft im Mittelpunkt der Geschichtsforschung auch der anderen europäischen Staaten stand. Ein Vergleich von an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Frankreich und Großbritannien entstandenen historischen Arbeiten zeigt im Gegenteil manche Übereinstimmungen mit vergleichbaren deutschen Ansätzen, wenngleich es ihnen darum gehen musste, das jeweils eigene Nationenverständnis zu legitimieren. So versuchten zum Beispiel in Frankreich manche im republikanisch-nationalistischen Geist geschriebene Arbeiten die Ursprünge der französischen Nation aus dem egalitären gallischen Widerstand gegen die Römer herzuleiten. □ Die Bezüge zu den etwa zeitgleich in Deutschland unternommenen Versuchen, Hermann den Cherusker zum deutschen Nationalhelden aufzubauen, sind offensichtlich. Schwieriger verhält es sich bei Ernest Lavisse. Der Verfasser zahlreicher und vielgenutzter Schulbücher erwartete von der Republik, einen Weg aus der Krise des fin de siècle zu weisen. Hier ist der Aspekt „Aufgabe des Staates als Wegweiser aus der Krise der Zeit“ mit der zeitgleichen deutschen Historiographie vergleichbar. Hüben wie drüben konnten sich andere Kollegen eine deutlich autoritärere Regierung als bestgeeignete Wegbereiterin des Auswegs aus der Krise vorstellen. □ Auch in Großbritannien finden sich vergleichbare Überlegungen, beispielsweise bei den Oxforder Historiker William Stubbs und E. A. Freeman. John Robert Seeley, der wohl renommierteste Historiograph britischer imperialer Macht aus Cambridge, plädierte sogar für die Schaffung eines weißen „Greater Britain“ als Kern eines nach rassischen Gesichtspunkten neugeordneten britischen Weltreichs. Wie in Frankreich und Deutschland forderten andere seiner Zeit- und Zunftgenossen, aus nationalem Interesse heraus die parlamentarische Demokratie durch ein autoritäreres politisches System zu ersetzen. □ Etwas anders verhielten sich die Dinge in den USA. In bewusster

Auseinandersetzung gerade mit der deutschen politischen Nationalgeschichte hatte sich hier im ausgehenden 19. Jahrhundert eine neue wissenschaftliche Richtung, die „New History“ etabliert, die sich um eine größere Gewichtung gesellschaftlicher Aspekte in der Historiographie bemühte. Aber auch sie fand keinen anderen Arbeitsansatz als den des Nationalen, wie an den Arbeiten des Vordenkers der „New History“, Frederick Jackson Turner, deutlich wird, in denen er stets die Einzigartigkeit Amerikas und seiner Demokratie betonte. □ Unabhängig von ihrem jeweiligen Entstehungsort und -kontext bestimmten die Nationalhistoriographien vor dem Ersten Weltkrieg somit die nationalen Identitäten und das jeweilige nationale Werteverständnis der kriegführenden Mächte. Damit aber schärfte sie auch das Bewusstsein der Europäer vom besonderen Wert der jeweiligen Nation, der man angehörte. Dass das zugleich den Blick auf die Nachbarn verstellte und die bereits bestehenden Wahrnehmungsgräben zwischen den europäischen Völkern vertiefte, störte in der Hochphase des Imperialismus in Europa nur wenige.

Eine Änderung der Grundelemente und -werte der Nationalhistoriographie nach dem Ersten Weltkrieg ist nicht zu erkennen. Was sich freilich geändert hatte, war der Handlungsrahmen. Das trifft insbesondere für die Weimarer Republik zu. Dem einen, größeren und vorwiegend nationalkonservativen Teil der deutschen Historiker diente die nationale Geschichtsschreibung weiterhin als Hintergrund für die Aufrechterhaltung der These von einem gleichsam unumkehrbaren Entwicklungsprozess zu deutscher Größe, der in Versailles lediglich einen Dämpfer erhalten habe, deshalb aber um so nachdrücklicher wieder in Erinnerung zu bringen sei. Der andere, kleinere Teil, suchte sich als Vernunft- oder Überzeugungsrepublikaner mit der neuen Situation Deutschlands zu arrangieren, ohne freilich das nationale Paradigma der Historiographie dabei grundsätzlich in Frage zu stellen. Bemerkenswert in beiden Fällen ist allerdings, dass sich der geographische Rahmen, in dem die jeweilige Geschichtsschreibung handelte, verändert hatte – die vorwiegend kleindeutsch-borussische Historiographie des ausgehenden 19. Jahrhunderts orientierte sich in Erinnerung an die vermeintlich besseren Zeiten des hohen Mittelalters nun wieder am Grenzverlauf des Imperium sacrum, der Wirkungsbereich der deutschen Nationalhistorie hatte nunmehr mitteleuropäische Dimensionen erreicht. So schrieb der Kölner Historiker Martin Spahn, einer der Wortführer des nationalkonservativen Mehrheitszweigs der deutschen Geschichtswissenschaft der 1920er Jahre, unverblümt vom „gottgegebenen Sendungsauftrag“ des Organismus „deutsches Volk“ für Mitteleuropa, wo es sich vor 1000 Jahren festgesetzt habe, dann aber wieder herausgedrängt worden sei. Nun sah er nur noch zwei Möglichkeiten – entweder wurde der für das Überleben des deutschen Volkes notwendige Raum zurückerobert oder aber es musste resignieren und sein Schicksal nach westlichem Muster gestalten, was für ihn Selbstaufgabe und letztlich Tod bedeutete. □

Man könnte Spahn als ein direktes Bindeglied zwischen der Historiographie der 1920er und 1930er Jahre sehen. Was er und andere Historiker in den 1920er Jahren bereits vorgedacht hatten, schien in nationalsozialistischer Zeit zunehmend realisierbar zu sein – in dem Maße, in dem die mitteleuropäischen Träume nationalkonservativer Historiker reale Gestalt annahmen, vergrößerte und veränderte sich der geographische Rahmen. Der „mitteleuropäische Beruf“ Deutschlands wurde zu Großdeutschland und von hier aus war es nur noch ein kurzer Weg zu dem nach rassistischen Gesichtspunkten neu geordneten Europa des Nationalsozialismus. Die Haltung der deutschen Nationalhistoriographen zum Nationalsozialismus zwischen 1933 und 1945 war freilich ambivalent: Einerseits wurde die nationalsozialistische Machtübernahme wenn nicht begrüßt, so doch toleriert, andererseits schreckten auch offene Sympathisanten mit dem NS-System nicht davor zurück, dieses als Vertreter einer Fachwissenschaft dann zu kritisieren oder gar zu attackieren, wenn es die als sakrosankt empfundenen Regeln der Wissenschaft ideologisch beeinflussen wollte. □ Das heißt, auch wenn sich der Raum ändern mochte, in dem sich die Nationalhistorie abspielte, änderte sich das Mitte des 19. Jahrhunderts formulierte Ziel, mit dem Mittel der Nationalhistorie den Nationalstaat zu legitimieren, nicht.

Daran konnte auch die besonders in der Zwischenkriegszeit europaweit geführte Methodendiskussion kaum etwas ändern. Ein Blick auf die Entwicklung der britischen, französischen oder auch italienischen Historiographie der Zwischenkriegszeit zeigt, dass trotz eines Methodenwandels der nationalstaatliche Rahmen durchweg beibehalten wurde. Wenigstens bei den Siegermächten schien dies durch den Ausgang des Ersten Weltkriegs gerechtfertigt zu sein. Nehmen wir Frankreich, so lässt sich der Durchbruch der Sozialgeschichte in Form der Annales-Schule konstatieren, gleichwohl zeichneten sich viele ihrer nahestehenden Historiker durch glühenden Patriotismus aus und bekräftigten die alte These von der „zivilisatorischen Mission“ Frankreichs, die sie nun lediglich sozialhistorisch modernisierten. Man denke hier zum Beispiel an Marc Bloch, einen der prominentesten Vordenker dieser Schule. □ Allerdings hatte Bloch Mitte der 1930er Jahre durchaus versucht, die Enge des nationalhistoriographischen Ansatzes durch das Konzept einer „vergleichenden Geschichte der europäischen Gesellschaften“ aufzubrechen, war damit aber am Widerstand seiner eher nationalhistoriographisch ausgerichteten Kollegen gescheitert. □ In Großbritannien kreisten auch nach 1918 noch viele historiographische Studien um die Besonderheiten des englischen Wesens, womit die Gültigkeit der These von der „white man’s burden“ □ auch Jahrzehnte nach ihrer Formulierung gerechtfertigt und der Anspruch auf eine eigene zivilisatorische Mission zum Segen der Menschheit aufrechterhalten wurde. Ähnliches gilt für das US-amerikanische „manifest destiny“, der schon Mitte des 19. Jahrhunderts formulierten Grundlage des amerikanischen Sendungsbewusstseins, das vielen historiographischen Studien der Zwischenkriegszeit weiterhin zugrunde lag und auch heute noch Wirkungen zu entfalten vermag. Daran konnten auch Charles Beards in den 1920er Jahren geführte Angriffe gegen die Idealisierung der nationalen Anfänge der Union, gegen die seiner Meinung nach falsche These von der Einheit des Landes, nicht ändern. □ Beard hatte sich damit wohl am weitesten von der traditionellen Nationalhistoriographie seiner Zeit entfernt, und es war nur konsequent, wenn er sich in den 1930er Jahren

diesem Problem aus wissenschaftstheoretischer Sicht näherte, als er es wagte, die bislang hochgeschätzte Leistungsfähigkeit der Historiographie an sich zu hinterfragen. Manche seiner damals formulierten Positionen muten aus heutiger Sicht erstaunlich modern an, enthielten sie doch Elemente, die die Postmodernisten in der Geschichtswissenschaft Jahrzehnte später für sich reklamieren sollten. Wie anders könnte man seine Feststellung deuten, geschriebene Geschichte sei im wesentlichen ein Glaubensakt. □

Charles Beard stand in der „New History“-Tradition Turners und fühlte sich der Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte nahe. In Europa war dieser Ansatz allerdings keineswegs die alleinige Domäne der Annales-Schule. Denn etwa zeitgleich bemühten italienische Historiker, man denke z. B. an Giacchino Volpe, die Geschichte der italienischen Gesellschaft zur Untermauerung ihrer offensichtlichen Sympathien für den Faschismus. □ Und in Deutschland war es die sog. Volksforschung, die sich, unter tatkräftiger Mitarbeit von Historikern, ähnlicher Methoden bediente, um die Verbindungen zwischen den seit 1918 außerhalb der deutschen oder österreichischen Grenzen lebenden „Volksdeutschen“ mit dem durch die Grenzen des Deutschen Reichs und Österreichs markierten deutschen Kulturraum aufrechtzuerhalten. Dass viele Volksforscher dabei auch die Rückeroberung Mitteleuropas als vom Reich halbhegemonial oder auch hegemonial beherrschten Raum im Sinn hatten, kann in diesem Zusammenhang nicht überraschen, sondern stellt im Gegenteil ein zentrales Bindeglied zwischen der „Volksforschung“ und der deutschen Nationalhistoriographie der Zwischenkriegszeit dar. Generell lässt sich in Bezug auf historiographische Trends der Zwischenkriegszeit feststellen, dass der Erste Weltkrieg in Europa wie in Amerika zu einer Reaktivierung der politischen Geschichtsschreibung geführt und damit die nationale Perspektive in der Historiographie weiter verfestigt hatte. □ Diese bereits Mitte der 1920er Jahre in den USA getroffene Feststellung ging einher mit dem dort etwa zeitgleich geäußerten Wunsch, mehr amerikanische Spezialisten in europäischer Geschichte als bisher auszubilden. Bislang habe man europäische Geschichte zu sehr von europäischen Historikern gelernt und für die eigene nationale Position daraus den Schluss gezogen, dass die Vorsehung die USA von Europa getrennt habe. Doch saßen Europa und Amerika zusammen mit dem noch älteren Orient in einem Boot und bildeten für die Geschichtsforschung ein einheitliches Stoffgebiet. □ Es ist bezeichnend, dass es offenbar erst der transatlantischen Perspektive bedurfte, um eine solche Feststellung zu treffen, zumal zu einer Zeit, als die Nationalhistorie allerorts in Europa fröhliche Urständ feierte. Und es kann ebenso wenig überraschen, dass eine solche Forderung bei europäischen Zunftgenossen kaum Widerhall erzeugte. Jene, die ähnlich dachten, hatten mit erheblichem Widerstand zu rechnen, im nationalsozialistischen Deutschland sogar mit Berufsverbot. Was Wunder, dass gerade die USA nach 1933 zu den bevorzugten Fluchtpunkten deutscher Historiker zählten, die aufgrund rassischer, politischer oder nur methodischer Differenzen mit Machthabern oder Zunft daheim keine Berufschance mehr besaßen. Was aber für die deutsche Geschichtswissenschaft den Verlust einer Reihe von führenden Vertretern des Faches bedeutete, hieß für die US-amerikanische Historiographie eine wesentliche Bereicherung. Neue Konzepte wurden entwickelt, einige, wie die „History of Ideas“ oder die „History of Civilisation“ konnten sich erfolgreich als neue Forschungsansätze neben den traditionellen politik- und sozialhistorischen Zugängen etablieren. Es ist bezeichnend, dass die Perspektiven dieser beiden neuen Ansätze, die in bewusster Auseinandersetzung mit dem historiographischen Diskurs und dessen Folgen in der Alten Welt entwickelt worden waren, sich dezidiert um eine Überwindung der traditionellen Nationalhistorie bemühten – die „Ideengeschichte“ mittels transatlantischem Vergleich und interdisziplinärem Charakter, die „Zivilisationsgeschichte“ durch ihren implizit globalen, ebenfalls vergleichenden Ansatz. □

Methodisch und perspektivisch innovative Potentiale standen der deutschen und europäischen Geschichtswissenschaft nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialistischen Herrschaftssystems somit durchaus zur Verfügung, als es darum ging, die Wissenschaftslandschaft neu zu ordnen. Der transatlantische Methodentransfer beschränkte sich in Deutschland jedoch weitgehend auf die Etablierung der „Zeitgeschichte“ als neuer Untereinheit der Späten Neuzeit, für deren Erforschung neue Methoden, unter anderem die der „oral history“, der Zeitzeugenbefragung, eingeführt wurden. Die Gründe für den Erfolg der Zeitgeschichte, die im wesentlichen von Hans Rothfels aus dem US-amerikanischen Exil zurück nach Deutschland gebracht worden war, lagen auf der Hand: Mit diesem Instrument ließ sich das zentrale Problem der nachkriegszeitlichen deutschen Geschichtsforschung am besten untersuchen – die Frage nach der Stellung des Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte. So verständlich und notwendig die historiographische Behandlung dieses Problems auch war und ist, verhinderte das jedoch die angesichts der veränderten politischen Rahmenbedingungen eigentlich notwendige Erweiterung der historiographischen Perspektive. Statt dessen zeigte die deutsche Geschichtswissenschaft eine bemerkenswerte Resistenz gegenüber neuen und innovativen Forschungsansätzen. Jahrzehntlang ließ sich zum Beispiel in der Erforschung der Geschichte der internationalen Beziehungen das Weiterwirken des Historismus Neo-Rankeanischer Provenienz mit seinem ausgeprägten Konservatismus bei der Themenwahl und Methode – und damit eben auch im Ergebnis – konstatieren. □ Die nationale Perspektive dominierte somit weiterhin. Das gilt für die Diplomatie- und Politikgeschichte ebenso wie für die Sozialgeschichte. Erstere präsentierte sich nach 1945 lange Zeit wie in der Zwischenkriegszeit in erster Linie als die Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen zur jeweiligen Begründung und Rechtfertigung nationalen Handelns. Erst seit den 1970er Jahren wurden auch neue Ansätze berücksichtigt, etwa aus dem Bereich der „History of Ideas“, der „Ideengeschichte“. Trotzdem konnten die durchaus vorhandenen innovativen Ansätze bis heute noch keine „kritische Material- bzw. Erkenntnismasse“ zusammentragen, die einen selbsttragenden Prozess im Sinne einer Erweiterung der Forschungsperspektive hätte auslösen können. Im Gegenteil ist für die 1980er und 1990er Jahre sogar eine bewusste Betonung des nationalen Paradigmas in der deutschen, aber auch der

europäischen Historiographie erkennbar. Michael Stürmer ging es Mitte der 1980er Jahre darum, neben einer „negativen Linie“ in der deutschen Geschichte hin zum Nationalsozialismus und dessen Bedeutung als zentraler Erinnerungskategorie in der Bundesrepublik Deutschland einen positiven Linienvorlauf zu zeigen, der beispielsweise zur Paulskirche als historischem Bezugspunkt einer genuin westdeutsch-bundesrepublikanischen Identität führte. Er wurde deswegen im sog. „Historikerstreit“ der versuchten „Historisierung“ und Relativierung des Nationalsozialismus bezichtigt. □ Die deutsche Wiedervereinigung verstärkte in den 1990er Jahren dann sogar in zweierlei Hinsicht den Fortbestand der nationalen Perspektive in der Geschichtswissenschaft – einmal durch die weitere Zunahme an historischem Stoff, der zu bearbeiten ist, zum anderen aber auch zu einer spürbaren Rückbesinnung auf die gewachsene Rolle des vereinigten Deutschland als Akteur auf der internationalen politischen Bühne. Aus der europäischen Perspektive sei hier zum Beispiel an die Rückbesinnung auf britische Traditionen und „Victorian Values“ in der britischen Historiographie der vergangenen zwei Jahrzehnte verwiesen, die wenigstens teilweise in einer gezielten Auseinandersetzung mit der Europäischen Gemeinschaft und Union erfolgte. In Frankreich sorgte die Debatte über die Rolle Vichys und die des französischen Widerstandes gegen die nationalsozialistische Okkupation für eine erneute Fokussierung der Untersuchungsperspektive auf die nationale Dimension. □ Überdies wurden nach der deutschen Wiedervereinigung von manchen französischen Historikern unter Bezugnahme auf historische Vorbilder alte Bedrohungsängste geweckt und diese zur Grundlage der Forderung nach einer stärker auf Wahrung nationaler Interessen bedachten Politik gemacht. Während solche Tendenzen anderswo in Europa wenigstens ansatzweise von sozialgeschichtlich arbeitenden Historikern kritisiert werden, die sich allerdings weiterhin eher schlecht als recht um alternative Forschungsansätze und besonders -perspektiven bemühen, ist die nationalhistorische Dimension der deutschen Nachkriegshistoriographie durch die spezifisch deutsche Entwicklung der Sozialgeschichte als historischer Sozialwissenschaft noch verstärkt worden. □ Ehemalige Mitarbeiter der „Volksforschung“ hatten sie bereits in den 1950er Jahren in der bundesrepublikanischen Wissenschaftslandschaft etabliert. In die Methodendiskussion mischte sie sich freilich erst in den 1970er Jahren ein, das aber aus einer dezidiert nationalhistoriographischen Perspektive, da sie mittels Analyse der gesellschaftlichen und politischen Strukturen des spätneuzeitlichen Deutschland einen vermeintlichen „deutschen Sonderweg“ in der Geschichte konstatierte, der direkt in den Nationalsozialismus geführt habe. □ Hans-Ulrich Wehler, einer der prominentesten Fürsprecher der sozialwissenschaftlich begründeten Sonderwegthese, verfolgte dabei in gewisser Weise einen umgekehrten nationalhistorischen Ansatz, da er den englischen Weg zum europäischen „Normalweg“ erklärte, von dem sich der deutsche Sonderweg so nachdrücklich unterscheidet. Der durch die Reduktion auf einen anderen Staat Europas doch a priori bereits eingeschränkte internationale Vergleich wird durch die Intention, den Beweis für einen vermeintlich „besonderen“ deutschen Weg in der Geschichte in sein Gegenteil verkehrt – hier dient er als Spiegel zur Schärfung der nationalhistoriographischen Konturen. Somit ist Wehler des bereits von Max Weber geforderten internationalen Vergleichs zwar auf den ersten Blick nachgekommen, doch diente dieser Vergleich eben nicht der perspektivischen Erweiterung des Erkenntnishorizontes über die nationale Perspektive hinaus, sondern der Bekräftigung einer dezidiert nationalhistorischen Aussage. □ Damit nutzte er einen Modus operandi ähnlich dem der u. a. von Lewis Namier in den 1930er Jahren begründeten und jahrzehntlang die britische Geschichtswissenschaft dominierenden „Whig-Historiographie“, die sich des Studiums kontinentaler Mächte deshalb verschrieben hatte, um herauszufinden, was „schiefgegangen“ war, wobei sie als Maßstab ihrer Erkenntnisse das britische Idealmaß nutzten. □

Somit hat auch die europäische Sozialgeschichte bis heute keine überzeugenden Wege zur Überwindung der Nationalhistorie als dem wohl meistgenutzten historiographischen Ansatz aufzeigen können. Nach wie vor wird das nationalhistoriographische Raster einschließlich der ihr innewohnenden entwicklungsprozessualen Sichtweise benutzt. Man denke hier zum Beispiel an den britischen Historiker Norman Stone, der sich uneingeschränkt zur Idee des Nationalstaats bekennt und jede Form weitergehender Integration auf europäischer Ebene ablehnt. Für den Fall allerdings, dass die Deutschen sich eines Tages mit ihrer Nation aussöhnen, würde sogar er eine weitere Vertiefung der europäischen Strukturen nicht grundsätzlich ausschließen wollen. Sein Argumentationsraster suggeriert ein Stufenmodell, das vom Nationalstaat nach Europa führt. Der europäische Integrationsprozess erscheint als eine Art Treppe von den frühen Formen menschlicher Organisation in Europa über die einzelnen Entwicklungsstufen territorialer Herrschaft, die frühneuzeitlichen Königreiche und die spätneuzeitlichen Nationalstaaten zu einer neuen supranationalen Organisation, deren Form man derzeit bestenfalls erraten könne. In einer kausal derartig miteinander verbundenen Entwicklungslinie sind die einzelnen Stufen in der Tat logische Konsequenzen ihrer jeweiligen Vorgänger und bauen aufeinander auf. In diesem Bild erscheint es auch sinnvoll, die jeweiligen Stufen möglichst tragfest zu gestalten, da sie die ganze Last der nachfolgenden Stufen zu tragen haben. Und auch Francis Fukuyama dachte prozessual, als er 1989 öffentlichkeitswirksam das „Ende der Geschichte“ konstatierte und damit, ganz im Stil der Neo-Rankeaner des ausgehenden 19. Jahrhunderts, den Sieg der liberal-kapitalistischen Demokratie zum Endpunkt eines ideologisch-politischen Entwicklungsprozesses erklärte. □ Die Antwort auf diese so gesehen anachronistische Sicht der Dinge ließ nicht lange auf sich warten. In seinem „Kampf der Kulturen“ unterstrich Samuel Huntington nachdrücklich, dass die Welt von heute sich nicht mehr mit Methoden erforschen lässt, die im 19. Jahrhundert entwickelt worden sind. □

\*

Peter Glotz hat vor kurzem über die Probleme berichtet, mit denen der „Konvent zur Zukunft Europas“, dem er als Vertreter der Bundesregierung angehört, zu kämpfen hat. Und er zitierte Nietzsches Wort vom „europäischen Hornviehnationalismus“, der nach wie vor einer weiteren Vertiefung der europäischen Strukturen im Wege stehe,

obwohl diese doch so dringend nötig sei. Ich habe zu zeigen versucht, dass dieser „Hornviehnationalismus“ nicht zuletzt auch von den Historiographen überall in Europa maßgeblich mit geprägt worden ist. Dabei hat sich die Nationalhistoriographie unbestreitbare Verdienste um die Erforschung der jeweiligen Nationalgeschichte erworben und damit unser Wissen um die nationalen Besonderheiten in Europa erheblich vermehrt. Zweifellos förderte das die jeweilige nationale Selbstvergewisserung ganz erheblich. Allerdings wurden damit auch die trennenden Elemente zu den „anderen“ europäischen Nationen in ein deutlich helleres Licht gerückt, was dazu führte, dass die europäische Geschichte lange Zeit als eine Geschichte der Unterschiede geschrieben wurde. Erst seit wenigen Jahren sind Versuche erkennbar, die europäische Geschichte als eine Geschichte der Gemeinsamkeiten darzustellen. Das Problem ist derzeit nur, dass wir die Unterschiede recht genau zu kennen glauben, während die Gemeinsamkeiten noch weitgehend irgendwo in den Nebeln der Geschichte verborgen liegen. Die Aufgabe, die die europäische Geschichtsforschung daher lösen muss, wenn sie wieder einen aktiven Beitrag zur Verbesserung gegenwärtiger und künftiger Probleme leisten und nicht bloße Traditionspflege betreiben will, liegt darin, nach den verbindenden Elementen in der Geschichte Europas zu suchen. So wie die Nationalhistorie des 19. Jahrhunderts wesentliche Teile des Stoffes geliefert hatte, aus der die nationalen Identitäten gemacht wurden, muss eine moderne europäische Geschichtsforschung dazu beitragen, den europäischen Integrationsprozess flankierend-argumentativ zu unterstützen. Das heißt unter anderem, dass der europäische Vergleich in eher traditionell-nationalhistorisch orientierten Arbeiten zur Norm werden muss. Das heißt aber auch, dass die Historiographie einen völlig neuen Katalog von Fragestellungen entwickeln muss, der eine historiographische Erforschung der europäischen Geschichte als einem Gesamtphänomen ermöglicht. Denn bislang haben wir „europäische Geschichtsforschung“ immer noch durch die traditionell nationalhistorisch geschliffene Linse betrachtet, was dazu führte, dass die Unterschiede hervorgehoben und die Gemeinsamkeiten ausgeblendet wurden. Es wird künftig also nicht mehr nur um Fragen nach der Rolle einer bestimmten Nation in Europa gehen können, sondern es wird nach genuin europäischen Phänomenen Ausschau zu halten sein – im Sinne wie „Haben wir bereits eine europäische Gesellschaft, ohne es zu wissen, und falls ja, wie hat sich diese historisch entwickelt?“ Eine europäische Perspektive in der Geschichtswissenschaft wird die klassische Nationalhistoriographie nicht ersetzen können, sie wird jedoch gleichberechtigt neben ihr zu positionieren sein. Nur dann wird es möglich sein, die Geschichte Europas als Grundlage der Gegenwart und Zukunft der „Alten Welt“ angemessen zu verstehen.

- Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben, in: Giorgio Colli,azzino Montinari (Hg.), Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe, Dritte Abt. 1. Bd., Berlin, New York 1972, S. 239-330 (fortan zitiert als: Nietzsche, Nutzen und Nachtheil).
- Josef Rattner, Nietzsche. Leben, Werk, Wirkung, Würzburg 2000, S. 356.
- Nietzsche, Nutzen und Nachtheil, S. 304 f.
- Georg G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, Wien, Köln, Weimar, 2. Aufl. 1997, S. 167.
- Ernst Nolte, Nietzsche und der Nietzscheanismus, Frankfurt/Main, Berlin 1990, (fortan zitiert als: Nolte, Nietzsche), S. 29.
- Ebd., S. 172 f.
- Ebd., S. 173.
- Hobsbawm, Nationen und Nationalismus, S. 11
- Schon im Dezember 1973 wurde im sogenannten „Dokument über die europäische Identität“ formuliert, das die EG-Außenminister am 14.12.1973 annahmen. Dazu: Europa-Archiv, 1974, D 50 ff. Es stellt den Versuch dar, einen Katalog von Kriterien aufzustellen, die sich dazu eignen, als Kristallisationspunkte für die Ausbildung einer europäischen Identität zu dienen, auch wenn es dabei kurzfristig um die Formulierung gemeinsamer (außen)politischer Leitlinien ging. Seither sind auf der Suche nach einer europäischen Identität kaum nennenswerte Fortschritte erzielt worden. Noch Mitte der 1990er Jahre haben Umfragen unter Schülern gezeigt, dass in der jungen Generation das Bewusstsein von der Existenz eines europäischen Kulturkreises, dem man angehört, grundsätzlich vorhanden ist. Doch konnten die Befragten dieses Bewusstsein inhaltlich nicht auffüllen. Ähnlich undifferenziert und vage fielen Angaben zum Vorhandensein einer europäischen Perspektive im Lebensalltag aus. Begriffe wie „Europäische Mentalität“, „europäische Lebenseinstellung“, „europäisches Denken und Verhalten“ oder „Wesenszüge eines Europäers“ stellen offensichtlich für eine Mehrheit der jüngeren Generation immer noch inhaltsleere Worthülsen dar. Vgl. dazu: Jürgen Elvert, Der europäische Integrationsprozess nach dem Zweiten Weltkrieg. Seine Darstellung in derzeit zugelassenen Schulbüchern, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik, 30. Jg. 2002, Heft 1-2, S. 60-84, hier S. 61.
- Bei Nietzsche heißt es: „Die Historie, sofern sie im Dienst des Lebens steht, steht nie im Dienst einer unhistorischen Macht und wird deshalb nie, nie in dieser Unterordnung, reine Wissenschaft, wie etwa die Mathematik es ist, werden können und sollen.“ Nietzsche, Nutzen, S. 253.
- Zu den verschiedenen Definitionsversuchen siehe: Greenfeld, S. 45 f
- Ebd., S. 52.
- Gellner 1991, 77
- Hobsbawm 1991, S. 21
- Iggers, Geschichtswissenschaft, S. 120 f.
- Ebd., S. 121.



- Leopold von Ranke, Geschichte der Germanischen Völker. Fürsten und Völker. Die Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494-1514 (hg. v. Willy Andreas), Essen o. J., S. 3 ff.
- Vgl. dazu: Christian-Georg Schuppe, Der andere Droysen. Neue Aspekte seiner Theorie der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1998, S. 29 f. Schuppe kann in dieser Studie zeigen, dass Droysen in den zurückliegenden Jahrzehnten zu sehr auf seine Rolle als Vordenker einer borussisch-deutschen Nationalhistoriographie reduziert worden sei. Anhand einer sorgfältigen Exegese von Droysens „Historik“ kann Schuppe zeigen, dass der Geschichtsmethodiker Droysen entschieden differenzierter beurteilt werden muss, als es bislang geschehen ist.
- Iggers, Geschichtswissenschaft, S. 158 ff.
- Ingrid Voss, Die preußische Ausrichtung der deutschen Historiographie im 19. Jahrhundert, in: Gérard Raulet (Hg.), Historismus, Sonderweg und dritte Wege (Schriften zur politischen Kultur der Weimarer Republik, Bd. 5), Frankfurt/Main usw 2001, S. 32-50, hier bes. S. 48 f.
- Iggers, Geschichtswissenschaft, S. 170 f.
- Kevin Passmore, Stefan Berger, Mark Donovan, Historians and the nation-state. Some conclusions, Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore (Hg.), Writing National Histories. Western Europe since 1800, London, New York 1999, S. 281-304, hier S. 283.
- Passmore, Berger, Donovan, Historians, S. 285.
- Ebd.
- Ebd., S. 285 ff.
- Ernst Schulin, Arbeit an der Geschichte. Etappen der Historisierung auf dem Weg zur Moderne, Frankfurt/New York 1997, S. 174.
- Jürgen Elvert, Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918-1945), Stuttgart 1999, S. 157.
- Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1993, S. 42 f.
- Vgl. dazu: Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore, Apologias for the nation-state in Western Europe since 1800, in: Berger, Donovan, Passmore, Writing national histories, S. 3-14, hier S. 8 f.
- Guido Müller, Gesellschaftsgeschichte und internationale Beziehungen: Die deutsch-französische Verständigung nach dem Ersten Weltkrieg, in: ders. (Hg.), Deutschland und der Westen. Festschrift für Klaus Schwabe zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1998, S. 49-64, hier S. 49.
- So der Titel eines Gedichts von Rudyard Kipling, das 1899 erstmals veröffentlicht wurde.
- Schulin, S. 181.
- Ebd., S. 181 f.
- Berger, Donovan, Passmore, Apologias, S. 6 ff.
- Dazu: Schulin, S. 179.
- Ebd., S. 179 f.
- Dazu: ebd., S. 184 ff.
- Dazu: Wolfram Kaiser, Globalisierung und Geschichte. Einige methodische Überlegungen zur Zeitgeschichtsschreibung der internationalen Beziehungen, in: Müller (Hg.), Deutschland und der Westen, S. 31-48, hier bes. S. 32 f.
- Zum Historikerstreit siehe: Jürgen Elvert, Nationalsozialismus, Nationalbewusstsein und deutsche Identität. Eine Erinnerung an den Historikerstreit von 1986, in: ZfG, 45 Jg. (1997), S. 47-62.
- Berger, Donovan, Passmore, Apologias, S. 3.
- Kaiser, Globalisierung, S. 33.
- Ebd.
- Zu Wehlers England-Vergleich und der dadurch ausgelösten Diskussion siehe: ebd.
- Passmore, Berger, Donovan, Historians, S. 295.
- Vgl. dazu: Michael Gehler, Zeitgeschichte im dynamischen Mehrebenensystem. Zwischen Regionalisierung, Nationalstaat, Europäisierung, Internationaler Arena und Globalisierung, Bochum 2001, S. 10.
- Ebd.